

das Stelett und überläßt alles Weilere seiner Phantasie.“ Seine hat mit diesen scherzhaften Ausführungen am Nagel nicht vorbeigehauen. Während der Franzose vor allem auf des Meßers, die Form, Haut, stellt der Engländer Wirklichkeit, Wert und natürliche Zusammenhänge fest, der Deutsche sucht das Innere, die Seele. Der Verstand ist der Winterjonne vergleichbar. Wie sie, so spendet er Licht, aber kaltes Licht, das Gemüt erst gibt die Wärme, gebiert das Leben, gibt Seele. Und diese leben- und seelenspendende Kraft des deutschen Gemütes zeigte der Redner in einer soich erklärenden Weise, daß der warme Goldglanz des urdeutschen Wesens uns anlächelte und in unserer Brust Saiten mitschlugen, die bei manchem vielleicht schon lange Zeit hindurch geschwiegen hatten.

Der Redner sprach von der gemütvollen Naturbetrachtung des Deutschen. Erzählerin ist ihm die Natur; denn sie hat Seele, lebt, leidet und freut sich mit dem Menschen. Wald und Biese, Vogel und Wild, Fluß und Wolken werden zu redseligen Weggenossen: der schillernde Falter auf sonnigem Pfad, der Zug der Wandergans am grauen Herbsthimmel, die tollentzete Heide und das zitternde Ried im summenenden Nochtwind erzählen von Glück und Leid, von stiller Freude und brennender Sehnsucht. Der deutsche Wald plaudert seine Geheimnisse aus seit Siegfrieds Tagen bis auf die heutige Stunde. Er selbst, der deutsche Mensch, fühlt sich als ein Glied der Natur und steht mitten in ihr. Deshalb auch greifen in der deutschen Lyrik, vor allem aber im deutschen Volksliede, Naturbilder und Seelenstimmungen ineinander und fischen auf einander ab. „Wo sich zwei Liebste scheiden, da wellet Laub und Gras“, singt beispielsweise ein Volksliedchen. — Auch im geistlichen Liede, überhaupt in der Vorstellung von religiösen Dingen, gleichen sich Naturstimmung und religiöse Empfindung einander an. Denken wir doch nur an den ergreifenden „Trauergefang von der Not Christi am Delberg“ von Friedrich von Spee (1591—1635). Da heißt es zum Schluß:

„Der schöne Mon wil undergohn,
Ihr lech mit mehr mag scheinen;
Die sternn lan ihr glichen sah,
Mit mir se wollen weinen.“

Sodann zeigte Herr Hafffeld, wie sich die Eigenart des deutschen Naturgefühles nicht nur in der Dichtkunst zeigt, sondern auch in der Musik und der bildenden Kunst. Hier zog der Redner die gemütsreifen Madonnenbilder der mittelalterlichen Meister wie Dürer, Grünewald, Hans Holbein, Schongauer und Stephan Lochner heran. In der Tat, wie vernünftig doch die anheimelnde Mütterlichkeit, das familiär ansprechende und doch so devotionalle Element dieser Bilder gerade die deutsche Familie zu erfreuen, zu begeistern und zu ermahnen!

Eine weitere Keuferung des deutschen Gemütes ist die Liebe zum Kinde. „Kindernarren“ sind wir Deutsche; die liebevollen Kinderbilder des Grafen Pössi, Ludwig Richters, Kaufhads und Zumbuschs beweisen es ebenso stark wie die zahlreichen Wiegen- und Kriecherliedchen des Volksmundes. „Im Grunde genommen“, zitierte der Redner, „sind auch wir Erwachsene selbst noch auf dem Mutterkloß; denn wie sie uns geliebt hat, beten wir, bewahren, lieben und verachten wir.“

Tief im deutschen Gemüte verwurzelt ist die Freundschaft, ein Gefühl des Verbundenheitens mit dem Freunde, der Achtung vor ihm. Einen härteren Grad und eine andere Richtung erfährt das Freundschaftsgefühl in der Liebe. Hier gab Hafffeld uns ein beglückendes Bild von der edeln germanischen Liebe, die stets die Ehrfurcht vor der weiblichen Keuschheit bewahrt, die sich in ihrem süßen Taumel der Heide und dem Wald, der Erde und dem Himmel anvertraut: Liebe und Gehet. Deshalb konnte Wolke von der Nochtweide einst singen:

„Jugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der muß kommen in unser Land.“

Mit erhobener Stimme, als wollte er es den Zuhörern auf den Grund des Herzens pflanzen, fuhr Herr Hafffeld fort: „Die Zukunft Deutschlands hängt davon ab, ob der Mann die Achtung und Ehrfurcht wieder gewinnt vor der Heiligkeit der Frau!“ Menschenminne und Gottesminne waren ehemals innerlich miteinander verwandt, so daß man durchaus nichts dabei fand, den Melodien von Liebesliedern geistliche Texte unterzulegen.

Eine unübersteigliche Gewalt übt die Heimat auf das deutsche Gemüt aus. So stark ist die Macht der Heimat, auf den Deutschen, daß man sagen kann, sie ist ein Teil seiner Seele selbst. Sei sie auch arm und lach, öde und eintönig, der Deutsche steht doch überall den eigenen Widerschein. Die Jugenderinnerungen gehen mit uns ins Leben wie Herzschläge. Berge und Felsen der Heimat leben, das alte, behagliche Haus ist voller Poesie und beherbergt eine Seele. Die Heimatliebe verflocht sich ins Große zur Vaterlandsliebe. Zwar reden sich die einzelnen Stämme gegenseitig, aber sie stehen voll Stolz und Verständnis der völkischen Eigenart gegenüber.

Gemütsfrage ist dem Deutschen auch die Religion. Welche Ursprungstiefe und welche tiefe Wärme hat das deutsche Volk seinen geistlichen Vätern eingehaucht. Leider fühlen wir ihren Reichtum und ihre Schönheit nicht mehr so tief heute, wie es eigentlich sein sollte. Es geht uns mit ihnen wie mit allen Dingen des häufigen Gebrauchs: wir sehen sie oft, betrachten sie aber selten. — Dann kam der Vortragende noch auf die alten, sinnigen religiösen Bräuche zu sprechen: von Barbarazweigen und Adventsfranz, von Osterfeuern und dem Einstecken gesegneter Palmzweige in die junge Saat u. a. m. erzählte er. „Das Gemüt gibt dem Religiösen Schwingkraft mit, die über den Sonntag hinaus dauert.“ Sprichwörter und volkstümliche Redensarten wurden auch nicht vergessen.

So fand Herr Hafffeld den Weg zu den Herzen seiner sehr zahlreichen Zuhörerschaft und wendte überall stille innere Freude. Aber auch das tiefe Bedauern des Redners darüber, daß heute vom herrlichen deutschen Gemüte leider nur wenig mehr im öffentlichen Leben zu vernehmen ist, fand schmerzliche Resonanz.

„Denk ich an Deutschland in der Nocht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht.“

Doch in der festen Hoffnung auf ein Wiederaufstehen des sinnigen deutschen Gemütes schloß der Redner seinen prächtvollen Vortrag.

Zum Schluß zeigte uns das Lichtbild noch einige Gemütsgebilde der Vergangenheit; es waren jene anheimelnde Bildwerke Ludwig Richters. Gemeinsam gesungene Volkslieder und einige flotte Militärmärsche folgten als Abschluß des Abends.

R. Just.

Werbt

für
die

Heimatblätter!

Schriftleitung Dr. A. Mailänder und R. Limbach.
Druck und Verlaa: Saar-Zeitung, A.-G., Saarlouis.

Heimat-Blätter

von der Saar

für den
Kreis Saarlouis
und angrenzende
Gebiete

Gedruckt im Jahre 1907

herausgegeben vom
Berein
für Heimatkunde

Frühlingsbilder.

Von Rudolf Just.

I.

In tropfenden Gewändern kam er an,
Und atemlos griff er den Blumen in die Kronen.
Erstehenden wachte auf der Döschelag hinterm Tann,
Und zitternd lugten aus dem Laub die Anemonen.
Dann warf den blauen Mantel er um Buich und Weichdornblüte
Und um den Waldsee hin in königlichem Gang,
Dann plötzlich auch um mich, daß sählings mein Gemüte
In heller Vollsterrangewelt aufsprang.
Kun fühl ich meine locken Winde übermäßig wehen,
Und lag doch gelockt stark noch gleich versteinertem Mann.
Bewundert wie im Blütenstümmel dort die Schlichen
Wird ich mich um und über mich lächelnd selber an.

II.

Mit roten Händen greift die Sonne durch den nahen Tann
Und wandelt durch das Gras, das nie mit Gold beträufelt ward.
In schwerem Schreiten stampft der Bauer hinter dem Pfluge,
Die Pferde schaukeln und die Rummeltrienmen knirschen hart.
Und durch um Furchen bricht der Pflug aus glatter Ackerbreite.
In Saatenschnäube quillt die dunke Scholle frohig auf.
Der Broche harter Erdgeruch steigt lodend in die Wirtz,
Ein Ahnen süßer Mutterschaft strömt mit dem Wind heraus.
Und feierlich senkt dort die Hirte ihre hellen Strähnen
Tief um den feinen, weißen Leib, den Sonnenseide hält.
Hoch über Land hin zieht auf goldumflochtenen Wolkentücheln
Das blaue Glad, wie es holdselig meine stillen Träume hält.

Erwachender Lenz.

„Die Linden Lüste sind erwacht,
Sie küssen und wehen bei Tag und Nocht
Sie schossen an allen Ender"
„O, sanfter, süßer Hauch,
Schon wachst du wieder,
Wie Frühlingslieder,
Voll blähen die Weiden auch!“

singt Ludwig Uhland in seinen Frühlingsliedern. Er wühl den Sorten in der lauschenden Seele, verbannt Sorge und Leid aus seinem Herzen und umfängt ihn mit schuschächtigen Armen.

Wer nicht nur die Seele des Dichters jubelt dem Frühlings freudeerunken entgegen, sondern auch in unserm Herzen schummert die Frühlingssehnsucht, und das erste Sommerfest treibt uns hinaus in die Natur, um die Vorboten des Lenzes mit strahlendem Auge zu begrüßen.

In den Vorlenztagen wird auch unser Herz zu eng und die Stubenluft zu dampf und das Blut singt und fröhelt in den Adern.

Tropf Regenwürdeln, Lustigejauch und Kälte stand der erste Vorlenztag mit blanken Augen an der Schwelle des Märzmergens, jagte die Regenwüchel über die Wälder, kreischelte den wilden Sturm mit seinen Sonnenhänden und warf ganze Bündel von Licht und Hoffnung durch die bunten Glasfenster der Dorfstraße. Sein Schein spielte in leuchtenden Kinderaugen und in verzärtelten Jagen, wälzte bunte Kränze auf die getünchte Kirchenwand und den Boden, sigelte den Oranien unter der tief gesenkten Nase, wühlte aber knitrende Astblätter und silberne Orgelstufen und ließ sie unnatürlich erscheinen, die schwarzen, traurigen Astblätter, die gar nicht in die junge Lenzesfreude paßten.

Am Nachmittage zog es mich an allen Wänden hinaus ins Feld und in den Wald. Allen Tageshoffen spratte ich zwischen die dunkeln Wände des Studierzimmers. Ich der

Stark am Ackerboden trogen und stand bald mitten drin im keimenden Getreide, zwischen weissen Feldweizen und rannenden Wildern.

D, wie schlug das Herz beim aufjubelnden Vergehentlicher. Stare, die sich in den letzten Wintern im Saargau als Strichvögel niedergelassen haben, schragten und lästeten auf junggrünen Wiesen. Laumelad zuckten zwei Falter über braunes Land. In den Buchenwipfeln quartierte ein Saatkühenmännchen in verliebten Tönen. Weiße „Kargreiter“, mit gelben Staubgefässen, trauerten zwischen dem Junggras. Durch die Felsfurchen und Wiesengräden gluckten die Bächlein und Rinnstele. Braunsilberne Weidenläschen lachten aus dunklem Gebüsch. An den Wiesen- und Waldändern spielten und jucheten frohe Kinder. Frauen schritten mit sinnendem Mähd über die Saatkühen. Bewundernd stand der Wald am Feldrand, bedeckte die zerpausten Nester im Sommerlicht und lauschte auf des Regens des jungen Lebens unter der Rinde und in den Knospen. „Es wird Frühling, Frühling“, wechelte die Lerche in der Luft und schwahte die Stare auf den Wiesen. „Frühling“, lästerte das hoffnungsvolle Herz in der Brust, das Blut rhythmisch in den Adern. „Nun armes Herz, sei nicht bang, jetzt muh sich alles, alles weiden.“ Lachte ich mit dem Dichter, ging an dampfenden Wärdern vorbei, in denen die ersten Schlafschilumen sprossen und sah die Knospen der Frühblüher und Kirshen unter den Sonnenkäffen ausgrünen und wachsen.

„Sogar die Bienen sind gestiegen“, berichtete mir heute morgen ein kleiner Knirps, welcher mit seinem Vater einen Umzug über die Felder machte. Dazu ist St. Gertraud über die Blut geschritten und hat die Nacht des Wies und Winters gebrochen. Schon vor zwei Wochen schrien heimkehrende Schaaengänse in den Wäldern. In der Dornhecke, hinter meinem Hause, lautet morgen der Sonntag. Und die Dorfweiden haben an dem „Vehentag“, ohne daß sie es ahnten, das erste Sonnenwendfeuer angezündet und sind juchend über die Ästen gesprungen.

Der Vorkäufing, mit seinem ersten Sprossen und Werdern, ist mir die liebste Zeit des Jahres. In ihm wiederholt sich jedes Jahr das Geheimnis der Schöpfung. Die Erdbauke birgt keimendes Leben. Junge Mutterschaft liegt in der Natur, heilige, unentweichte Schöpfung und Gebärnis. Freund, schreite an jungen Vorkentagen mit angehaltenem Atem durch die keimende Welt; denn vor dir enthüllt sich das höchste Wunder des göttlichen Schöpfers. Mikl.

Heimische Kar- und Osterbräuche.

Die Karwoche mit ihrer großen, erschütternden Tragik und ihrer unergründlichen Mystik hat uns einen dunklen Strahl aller Volksbräuche bestrahlt, die noch mehr oder weniger im Volke erhalten sind und keine tiefe Einstellung zum Leben und Sterben des Weltersöpfers charakterisieren.

Am Passionssonntag, in unserer Gegend Palmsonntag genannt, findet in der Kirche die Palmweihung statt zur Erinnerung an das Streuen der Palmweige beim feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem. Das Volk bedient sich in Erinnerung der Palmweige des Buchabnams. In der Frühe des Palmsonntages wird für jeden Familienangehörigen ein Weiszen im Garten geschnitten, welches in der Kirche mit geweihtem Wasser gesegnet wird. Das Volk spricht den Palmweigen eine besondere Bedeutung zu. Hinter dem großen Stabkrenz werden sie aufgestellt und bleiben an dieser Stelle, bis ein Toter im Hause liegt, dessen Bahre damit geschmückt wird. In früheren Jahren steckten die Bauern die Palmweige in die junge Frühlingsfaat und erwarteten ein besonderes Wachstum. Dergleichen sollten im Stall und in der Scheune angebracht Zweige das Haus vor Bliz und Feuergefahr sichern.

Im Kreise Saarlouis hat der Palmsonntag noch eine besondere Bedeutung durch den Palmhasen erlangt, welcher den Kindern ein Ei in die ockerfarbenen Moosnetzen

die mit Palm verziet hat, legt. Eigenartig ist, daß in den Dörfern, die den Palmhasenbrauch pflegen, eine Eierbeisehung durch den Osterhasen nicht stattfindet.

In der Nacht vor Gründonnerstag zeihen die Kirchen-glocken noch Rom und essen dort „Weidbrod“. Das laute Jubeln der Glocken ist für die Karwoche aus unsern Dörfern verbannt. In der Frühe des Gründonnerstags eilen die Dorfweiden oder Weidener durchs Dorf und läuten mit ihren Särminstrumenten die Weiglode. Das Särminstrument hat der Vater in den langen Winterabenden gebohrt. Die Weiden unterscheiden drei Arten — die „Alippe“ mit einem Holzlöppel und einem Aufschlagbrett, die „Käschpol“, ein hohler Kasten, in dem breite Holzspalten eilige Holz-hämmer in Bewegung setzen und die „Werr“ oder „Kas-femühle“, in der die Holzhammer durch eine gerillte Walze zum Hämmeren gebracht werden. In gedrucktem Zuge ziehen die Weiden durchs Dorf, rufen zur Zeit des Vorlautes ihr „Weglod“ und „Metlag“ und verkünden den Beginn des Gottesdienstes und Abendrosenkränzes durch bestimmte Rufe, die in den einzelnen Dörfern verschieden sind. „Et istst mol, et wäit mol, za haaf“ (zu Haus) ruft man im Saargau und Primstal. Nach jedem Rufe wird gerschöpfelt, daß die Rufen mit gekrümbtem Fell aus der Ofenode setzen, die Hunde wäntend bellen und die Erwachsenen sich die Ohren zuhalten.

Am Nachmittag des Karfreitages erhalten die Kläpper-weiden ihren Lohn in Hühneriern, die sie von Haus zu Haus heissen. Wehe dem geizigen Dorfbewohner, der die Jugend leer ausgehen läßt. Am Ostermorgen sieht er die leeren Eierhälsen vor seiner Haustür liegen und ist vor dem ganzen Dorfe als Geizhals gedandmarkt.

Die rege Kinderphantasie hat den Kläpperbrauch mit Sprüchlein untrant. So ruft man im Saargebiet beim Weiglodeläuten:

„Weiglod, Rosenrod, wenn et net klingelt, dann tappelt doch.“

Oder: „Steht auf, steht auf, ihr faulen Röh, macht Feuer, macht Feuer omner die Wesh.“

Beim Mittagläuten: „Metlag, Metlag, Schnestrad, Hebernar geht d' Hahn geschlacht.“

Beim Eierheissen: „Eier raus, Glück im Haus, hau! ann mor is Osterlag.“

Im Primstal aber ruft man: „Mor es Osterlag, dann leml der Hät von Rosenbad, um bringi wir 'n Weid ann dir 'n Dred.“

Das Eierheissen ist überhaupt in den Kar- und Oster-tagen sehr in Schwung. An Ostermontag heissen die Dorf-weiden Eier von ihren Liebsten. An Karfreitag erhält der Küster der abgelegenen Primsggend seine Osterier, wäh-rend sie der Pfarrer am Samstag vor Weiszen Sonntag von den Kommunionkindern in Empfang nimmt. Diese Ei-ergabe an Pfarrer und Küster ist noch ein altes Neben-triebzel aus der Zeit des Judentum, wo Pfarrer und Küster durch Naturalien für ihre Dienste entschädigt wurden. An Oster Sonntag erhalten die Patenkinder von ihren Vätern ein halbes Duzend Osterier als Patengeschent. Im Saar-louiser Kreis hat alte Gewohnheit dem Karfreitag ein be-sonderes Gericht geschenkt. In den meisten Dörfern ist man an diesem Tage Quelltartoffeln und Heringe, ein ech-tes Fastengericht, welches an die Fischspeisen der früheren Zeit erinnert.

Am Ostermorgen dramte einst in manchen Saardörfern das Osterfeuer. Dieser Volksbrauch wurzelt im germanischen Volksglauben und war ein Zeichen des auferstandenen Chri-tes, der jungen Lenzone, deren warme Strohlen der Erde neue Fruchtbarkeit verleihen.

In der Karwoche greift der Bauer zur Pflugschar. Daher auch der Spruch: „Karwod, Scharmoch.“ Am Ostermorgen tangt die Sonne vor Freude über die Auferstehung des Herrn. Am Ostermontag wandert das Volk in den jun-gen Lenz hinaus und geht, wenn ein Borwihiger nach dem Weas froat, nach Emaus einabend der beiden Jünger, welche

Uebertretung der kaiserlichen Verordnungen eine Strafe von 500 Franken zu Gunsten der Armen. Die Folge der schlech-ten Ernährung war das Auftreten von Krankheiten, die unüberzählig mit allen Mitteln bekämpft werden mußten. Kamenlich in den Vogesen herrschten Armut und Elend; gleichwohl konnte eine große Anzahl der Bewohner nicht auf die Hilfe der eigentlichen Armen gesetzt werden, weil sie etwas Land und Vieh besaßen; sie waren also im Grunde noch bedauernswerter, denn sie hatten ja keine Vorräte, um das nötige Getreide zum Lebensunterhalt zu kaufen, sie trieben keinerlei Geschäft, sie hatten auch keine Gelegenheit, ihr Erbil zu verkaufen oder eine Hypothek aufzunehmen.

Am diesem erbärmlichen Zustände suchte in landes-wälerlicher Fürsorge Herzog Leopold, der noch in den Cobiers einiger lothringischer Orte von 1769, d. h. den Beschwerde-schriften zur Generalständerversammlung, als „der gute Her-zog“ gerühmt wird, ein Ende zu machen. Nicht allein da-durch, daß er der Wirklichkeit aufnahm und auf die Hebung des Wohlstandes bedacht war, sondern auch mit ganzer Strenge gegen das Gesindel vorging und die wirklich armen und bedürftigen Bevölkerungsschichten in menschenfreundlicher Weise unterstützte. Ohne Zweifel ist durch die ver-schiedenen Maßnahmen manches besser geworden, aber aus-gerollt konnte das Bettelwesen nicht werden; es gelang dem Herzog nicht, dieses sozialpolitische Problem seiner Zeit zu lösen — auch nicht mit der zusammenschließenden Verordnung vom 28. Dezember 1723, die in dieser Beziehung das Schädel ihrer neun Vorgängerinnen stellte. Das hatte ver-schiedene Gründe. Schon 1725 kam wieder eine Hochflut bettelnder Kotten von außen her ins Land. Was scherten sich auch abgebräute Sünder oder Menschen, die nichts zu verlieren hatten, um die Drohungen des Gesetzes? Auch die Polizeibehörden und örtlichen Behörden waren trotz der in Aussicht gestellten Belohnungen oder Strafen garnicht immer so eifrig. Anstatt ihre vorgezeichneten Streifen und Hundgänge zu machen, blieben die Landstücken lieber in ihrem Standort, und wenn sie auf Ansuchen des Gerichtes auskamen, waren sie im Aufsuchen und Verhaften der Wa-gabunden nachlässig. Die Orisvorsteher und Dorfweoh-ner, die dabei behilflich sein sollten, zeigten wenig Neigung, die hutzuliebenden Vanden ins Gefängnis zu befördern. Lengfällige Vorsteher stellten ihnen sogar gute Zeugnisse aus, in der Hoffnung, daß sie ohne Schaden für die eigene Gemeinde anderswo gehängt würden; vertrauensvolle Be-hörden liehen ihnen sogar freien Spielraum für ihre Schlich-tigkeiten. Gerichte milderten aus Mitleid die vom Gesetz vor-gesehenen Strafen. Wie gering die Erfolge der Behörden in der Unterdrückung des Wagabundenwesens waren, geht auch daraus hervor, daß man auf den Gedanken verfiel, den Bedürftigen, auch wenn sie die schuldigsten waren, im Falle der Selbstanzeige Straffreiheit zu versprechen und überdie-sühren die 300 Franken Belohnung für die Auslieferung ihrer Komplizen in Aussicht zu stellen. Was die eingeschriebenen Orisarmen angeht, so reichten offenbar die öffentlichen Un-terstützungsmittel nicht immer aus. Wied noch darüber ge-fragt, daß die Geistlichen nicht häufig und eindringlich genug ihren Pfarrkindern die (in Art. 9 auferlegte) Pflicht des Almosengebens einschärften. Wer was nützen gute Worte, wenn die Leute nicht ihrem Vermögen entsprechend zum öf-fentlichen Almosen beitrugen, sondern ihre Gaben unter man-cherlei Vorwänden aufs äußerste beschränkten. Infolgedessen bitteten die Armen, ob inwäit oder nicht, Tag und Nacht in abgelegenen Ortschaften. Andere Leute wiederum liehen sich von übergrohem Wohl-fühl hinreichen und erhielten die Bedürftigen in ihren allen, ildelichen Wohnheiten, indem sie ihnen an den Türen Almosen verabreichten. Auch waren die Armen mit den öffentlichen Unterstützungen nicht zufrieden und kamen wieder aufs Betteln zurück, und mit ihnen detaillien ihre Frauen und ihre Kinder. Selbst in der Stadt Nancy suchten zahlreiche Arme fort, auf den Straßen, an den Kirchhöfen und in den Privathäusern ihre Bettel zu betreiben.

So wurde denn seitens der Regierung zu einem lehten Mittel gegriffen, um dem offenen Kampf gegen die öf-fentlichen Sittlichkeit wirksam entgegenzutreten. Zu dem Zweck wurde im Jahre 1727 in Nancy die Kaserne in der St. Nikolausstraße in ein Zucht haus umgewandelt. Dort sollten alle beim Betteln ergriffene Armen lothringischer Herkunft, gleich weichen Geschlechtes und Alters, eingeliefert werden. Um jede Verbindung unter den Gefangenen zu verhindern, waren sie in Einzelzellen untergebracht. Sie mußten ar-beiten, und der Ertrag ihrer Arbeit kam dem Zucht haus zu gute, das im Übrigen durch genau festgesetzte Beträge des öffentlichen Amosens und durch Kirchengelddien unterhalten wurde. Sei es, daß dieses Mittel das einzig wirksame war, sei es, daß die Landtage von selbst ihr Ende ge-funden hatte, es traten jedenfalls in Lothringen abseits wieder ruhigere Verhältnisse ein. Nach der Einverleibung des Landes an Frankreich (1764) wurden die auf Vagabon-dage und Bettel stehenden Strafen in zeitliche Galeeren-strafe, d. h. Anweisung an die Ruderbank großer Schiffe, umgewandelt. Das wurde damit begründet, daß die Hinrich-tung eine zu schwere, die den Verurteilten frei herumlaufen lassende Ausweisung aber eine zu leichte Strafe darstelle. Die Galeerensträflinge, auch die auf Zeit, wurden in der oben beschriebenen Weise gedandmarkt. Die Gerichte legten der Verhängung der Galeerenstrafe eine übertriebene Geschäft-igkeit an den Tag; sie wäre unverständlich, wenn man sich nicht sagte, daß die Notwendigkeit, das Land von Waga-bunden zu reinigen, gerade diese Strafart hätte geeignet erscheinen lassen. Der moderne Mensch wird freilich anders darüber denken, aber mit unsio größerer Bestriedigung die Anfsche einer modernen Wohlfahrtspflege in der Verord-nung vom 28. Dezember 1723 wahrnehmen können. Daß die geschriebenen Bestimmungen dann so sehr von der Wirk-lichkeit des Lebens abwichen und umgekehrt, kommt heut-zutage auch noch vor.

Quellen: Ch. Charton, La Lorraine sous le duc Leo-pold Ier, (ohne Ort und Jahr; wohl 1866). Dumont, Justice criminelle des duchés de Lorraine et de Bar du Saasigny et des Trois Evêchés Nancy, 1848.

Das deutsche Gemüt.

Anfänglich eines Heimatabends im saß. Volkswort-er zu Saarlouis sprach der bekannte geistliche Redner Hofffeld aus Va derborn über das deutsche Gemüt. Wunderliche Empfindungen wurden bei dem herrlichen Vor-trage in der Tiefe unseres Herzens wach; denn wie beson-dere Klänge waren die innig-warmen Worte des Redners. Zur glücklichen Feierstunde wurde der Abend, zum goldig schimmernden Erlebnis. Wir lauften tief in uns hinein, ver-nahmen den stillen Sang und den eigenartigen Rhythmus unseres deutschen Blutes, und bald spürten wir auf dem Grunde unserer Seele sich das entsinken, was wir als das heiterste, goldene „deutsche Gemüt“ bezeichnen.

„Deutsch sein heißt Gemüt haben“. Mit dieser kurzen Formel bezeichnete Herr Hofffeld das spezifisch deutsche Element, das uns von allen anderen Völkern des Erdballes unterscheidet. In seiner Fremdsprache kennt man ein Wort, dessen Inhalt sich mit der deutschen Bezeichnung „Gemüt“ deckt. Nicht allein im Neuhohen, im Körperbau liegt die Rasseneigentümlichkeit, sondern weit mehr noch im Seelischen. Heineich Heine, der seine Lyriker und trefflichere Epiker, hat den Unterschied zwischen dem Franzosen, dem Engländer und Deutschen einmal auf folgende drastische Weise ausgedrückt: „Wenn Voltairer der drei genannten Nationen ein Kamel beschreiben sollen, so geht der Franzose zuvor in den Zoologischen Garten und sieht sich das Tier an. Der Engländer geht in die Wüste, um es inmitten seiner Um-ggebung und in den natürlichen Lebensverhältnissen zu be-obachten. Der Deutsche aber acht ins Museum, betrachtet

Strafe schloffen Frauen. Dem Pranger und der Anspießung folgte gewöhnlich noch das Brandmarken. Die Brandmarke hatte neben dem Zufügen eines körperlichen Schmerzes hauptsächlich den Zweck, den Sträfling kränzlich zu machen: sie wurde daher anfänglich an einer sichtbaren Stelle seines Körpers, an Stirn oder Wangen oder Händen, angebracht, später jedoch auf den Schultern, zuerst rechts, im Wiederholungsfalle links, manchmal auch gleichzeitig zum ersten Male auf beiden Seiten. Dazu bediente man sich eines rotglühenden Eisens von verschiedener Form. In Lothringen hatte es die Form des sog. Lothringer Kreuzes, in Mey des Buchstabens R, in Bar weiter Barben, in Remiremont der Schlüssel des heiligen Petrus oder anderswo des betreffenden Herrschaftswappens. Später wurde der Buchstabe B für Diebe (voleurs) B R für nächtliche Diebe (voleurs de nuit), G A V für Galeerensträflinge und nach der Besitzergreifung Lothringens durch Frankreich die bourbonische Krone eingeführt. Da die Größe dieser Marterinstrumente, die an einem langen Stiele befestigt waren, ins Belieben der Verfertiger gestellt war, kam es vor, daß sie von einer Schulter zur andern reichten. Während man heutzutage über die Frage der Hinrichtung überhaupt verschiedener Meinung ist, hatte man früher verschiedene Arten der Todesstrafe im Gebrauch, die ohne nähere Beschreibung hier lediglich aufgezählt werden sollen: Aufhängen, Enthaupten, Häuten, Ertränken, Vierteln, Verbrennen, Lebendigbegraben, wozu noch vorherige Verstümmelungen an Händen, Füßen, Zunge, Hoden, Lippen, Ohren, Nase, Augen, Gebärm und gewissen anderen Körpertheilen treten konnte. Frauen wurden nur durch Strang, Schwert oder Feuer hingerichtet; das seltene Lebendigbegrabenwerden war Müttern vorbehalten, die ihre Kinder getödtet hatten, z. B. 1505 Katharina des Hofmeisters Barthel von Siers, Ehefrau, hingerichtet zu Siers. Die Todesstrafe durch Ertränken erfolgte entweder in kaltem Wasser, d. h. in Flüssen und Bächen (die Totenbrücke in Mey hat daher ihren Namen), oder in siedendem Oel und Wasser (für Faltschmützer); so wurden z. B. in Wallerfangen, dem Sitz des alten Obergerichts für Deutschlothringen, hingerichtet im Jahre 1574 Wilhelm Holligen und Heinrich, beide Goldschmiede, und 1577 Francois Laine und Nicolas Ballot. Dem Feuerlod verfielen außer Keckern namentlich die Hexen. Die wichtigste Zahl der zu 99 Prozent unschuldigen Opfer ist unbekannt. In seinem Buche Justice criminelle (Nancy 1848) bringt Dumont auf S. 69-95 in Bd. 2 ein authentisches Namensverzeichnis von in Lothringen hingerichteten Hexen, Miamern und Frauen, über 800 an der Zahl in der Zeit von 1358-1661, wobei ein äußerst starkes Aufschwollen der Hexenprozesse am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts festzustellen ist. Ich entnehme diesem Verzeichnis die Namen derjenigen Opfer, die aus der nächsten Umgebung von Saarlouis stammten:

- 1591 von Wallerfangen:
die Frau des Didier Taillet,
die Frau des Clesgien Schiff,
die Frau des Didier Sander.
- 1592 Catherine Badestubers von Wallerfangen,
Barbe Boulanger, ebendaber,
Catherine Couurier, ebendaber,
Clara Schiff, ebendaber.
La Marchande, du Marschal, ebendaber,
Ursel, Witwe des Peter Müller von Altdorf.
- 1593 Simon Serrurier von Wallerfangen,
Jean Waber, ebendaber,
Jakob Sturb von Koben,
R., seine Frau, ebendaber,
- 1598 Mengecotte, die alte Botenfrau (?), von Siersburg (Sitzburg),
- 1620 Catherine, Frau des Christoph Bauer, von Wallerfangen.

Ein besonderer Uebelstand bei all diesen Hinrichtungen, abgesehen von ihrer Unmenslichkeit, war der, daß sie in voller Oeffentlichkeit und getadelt zur Befriedigung des Volkes stattfanden, das sich nicht entsche, deren mehrere zur gleichen Stunde zu beobachten, z. B. von 8, 12, 18 Bogadunden, wie in Lothringen nachweisbar. Auch knipfte sich mancherlei Aberglauben an die Hinrichtungen. So ist im Saarwälinger Distriktsbericht des Superintendenten Keller vom Jahre 1621 bemerkt: „Die alte Hefarina ist bezichtigt worden, daß sie auf einem Hundbühl, wo eiliche Hexen vom Herrn von Braubach verbrannt worden, eiliche überige Beinlein von denselben aufgeschult, und sie wider Hexerey und Besauberung ihres kranken Viehs brauchen wollen. Befragt, von wem sie dieses gelernt und wie sie es gebrauchet, hat turhumb nicht heraus gewollt, noch etwas gewisses bekennen wollen. Doch bekant, sie habe sehr unrecht getan und um Verzeihung gebeten. Daruf man sie mit eruster Warnung dimittiert.“ Der Herr von Braubach war Besitzer von Dillingen und Mitbesitzer von Koben. Auf dem Berge zwischen Koben und Kolbach besand sich eine Siedle, wo Hexen hingerichtet worden sind. Der einfache Hochgerichtsherr durfte zwei, der Burgherr drei, der Freiherr vier, der Graf sechs, der Herzog acht feste Galgen aufstellen; doch scheint's in Lothringen nicht mehr wie vier gegeben zu haben, im Bedarfsfalle bediente man sich auch des ersten besten Baumes zum Hängen. Wie den Ueberresten der Verbrannten so wurde auch dem Strick des Gehängten eine gewisse Kraft zugeschrieben: man brauchte nur ein Fädchen davon in der Tasche zu haben, um vom Schicksal begünstigt zu werden, Glück im Spiel usw. zu haben. Als Henker wird übrigens in Saarlouis im Jahre 1743 Oswald Cane namhaft gemacht.

Wir wollen diese Abshweifung über die Strafmethoden der alten Zeit (vom Gefängniswesen soll nicht die Rede sein) mit einem Wort des französischen Dichters Lamartine beschließen: „Ein Kopitel voll Blut und Tränen, aber auch voller Belehrungen für die Menschen.“

Wenn wir sehen, daß schon auf Bogadundage so schwere Strafen standen und wenn wir überhaupt den Inhalt der Verordnung vom 26. Dezember 1723 uns vergegenwärtigen, so gewinnen wir den Eindruck, daß das Bettelwesen damals geradezu eine Landplage gewesen sein muß, die der öffentlichen Sicherheit gefährlich wurde. Woher kam denn dieser bedenkliche Zustand? Wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir dafür drei Hauptursachen: Kriegswirren, Zigennerchwärme und Hungersnot. So oft im Auf und Ab jener kriegerischen Zeiten Soldner entlassen wurden, oder auch sich selber entziehen (Artikel 29), fielen sie wie wilde Tiere mit überliefen Instinkten Schaden an, meist von Frankreich her, in Lothringen ein: Diebstahl, Gewaltthatigkeit, Streit, Widerstand gegen die Staatsgewalt begleiteten ihren Weg; für ein paar Franken begingen sie jeden gewünschten Mord; was für einen Einfluß sie auf die Moral und die körperliche Gesundheit der Bevölkerung ausübten, läßt sich denken. Dazu gesellten sich die heimatlosen Zigeunerbanden, auch Bohmen oder Aegypter genannt. Bettelnd und plündernd, sengend und branmend überfielen sie Dörfer und einzelne Gehöfte, schürzten die Leute durch ihre Menge und ihre Frechheit ein und brachten sie zur Verzweiflung. Aber nicht genug mit dieser unerträglichsten Belästigung durch auswärtige Bettlerhorden, die schamlos die Straßen durchzogen, die Priester selbst an den Stufen des Altars anbettelten, ihre Kinder aussehleten — das Land selber war durch Uhwachs und Leuzerung verarmt und diese seiner Bewohner an den Bettelstab gebracht worden. In Beginn des 18. Jahrhunderts war die Getreideknappheit so groß, daß das Auchenbaden, selbst bei Lauffestlichkeiten, verboten und die Abschaffung der Hausgaben angeordnet wurde; man ging zur Herstellung eines gemischten Brotes über, das zu einem Drittel aus Weizen, zu zwei Dritteln aus Hafermehl bestehen mußte. Die Bischöfe verboten Zwedessen, Gastereien und besondere Mahlzeiten und der Herzog setzte auf die

nach Emaus gingen und den auferstandenen Heiland lange nicht erkannten.

Auch die Kirche hat die Kar- und Oftertage mit einem bunten Kranz von schönen Zeremonien umrankt. Ich erinnere nur an die Weihe des Wassers und der Ofterkerze, an das Anzünden des ewigen Lichtes und das Ofterfeuer der Mehdiener, das noch im Saargebiet bekannt ist.

Am Oftermorgen kommen noch einmal die Klapperbüden zu ihrem Rechte.

„Sticht auf, sticht auf, ihr lieben Leut,
Kommt mit, kommt mit, zum heiligen Kreuz“

rufen sie beim Frühlockläuten den Schläfern zu. Dann jubeln die Ofterglocken wieder über die hoffende Welt und singen ein Lied von Auferstehung, neuer Hoffnung und Freude.

Die Tränen der mater dolorosa.

Eine Geschichte aus der Klosterzeit Badgassens.

Vorwort.

Am Abend des 4. September 1792 — die Abtei Badgassen war durch Truppen des Distriktsdirektoriums Saarlouis besetzt und als Eigentum der französischen Republik erklärt worden — feierten die Konventualen ein Fest, wobei auch den das Kloster überwachenden Truppen Speisen und Getränke aufgetragen wurden. Diese ließen sich alles gut schmecken und sprachen wieder dem Glase zu. Die Wirkung des Weines machte sich bei den Truppen in selten Schläfe geltend, den die Mönche bemerken, das Kloster im Schutze der Dunkelheit zu verlassen und an Kohbarrer habe mitzuschleppen, was ihnen nur möglich war. (Zug. Geschichte der Abtei Badgassen.)

Das war die Nr. das Kloster Badgassen denkwürdige, ereignisshwerte Nacht des 4. September 1792.

In der Hofe der Abtei herrscht ein wüster Treiben. Zahl geistert der Mond aus tiefhängenden schwarzen Gewölk auf die betrunkenen zerkende Erdmassen der Nationalgärten und Gendarmen und taucht die umliegenden Gebäude in matten verzerrten Schein. In den Spanden umgestülpter Weinsässer säuwelten knisternde Beschäfteten. Auf den in den Hof geschleppten Bänken und Tischen der Klosterschule riefen sich die Sankulottes, die Geister gebunden von unmäßigem Wein-genuss. Ueber die auf dem Boden Liegenden, die der Wein-übel von den Bänken geworfen, brüde sich aus krächzenden heiferen Rehlen das Lied von der neuen Samson und weht an der Fassade der doppeltürmigen Klosterkirche Schallendes Echo.

Torkelnd erhebt sich fiere Frau, procureur syndic de Saarlouis, der Führer der Besetzung von seinem Sig. „Dolla je, bete grand Wein herr“ herrsche er mit schwerer Junge den beschädigen, bickrigen Kellermeister Andreas Doen an und giebt ihm, als dieser von seinem Schenkehand heringehumpelt kommt, den gefüllten treubenten Krug über den Kopf. Dann gleitet der procureur mit selbstam fahrigem Bewegungen unter den Tisch. Wüherndes Gekläpfer und Gegröhl schwenmt über ihn hinweg.

Am Mitternacht, als die Geister des Weines auch den letzten Zecher mundtot gemacht, schaut der Mond verwundert ein neues Bild. Hastig gleitet der Kellermeister von einem der schnarrenden Schläfer zum anderen. Ein zufriedenes Lächeln leuchtet über sein barbeskopfes Gesicht und wird immer zufriedener und schadenfreulicher je weiter er seine gestohlene Bistitation macht. Inlekt bleibt er bei dem procureur stehen. Der liegt an den Pfostenreihen des Hofes wie ein nasser Sad und rührt sich nicht, als der Biedere ihn mit seinem berben Holzschuh in die Rippen freiget. Der Kellermeister reißt die verqualmten Fackeln aus den Weingebinden und stößt sie in eine halbgelehrte Kufe, daß die Blut aufstehend verfliehet. Am eines Kaiserunterkänne vertritt er wach ab-

wartend, dann trollt er schnell in das schwarze Schattens Dunkel des Mönchsaues.

In dem Wohngebäude der Mönche, das der Abteikirche gegenüberliegt, öffnet sich gleich darauf knarrend das schwere eigene Portal. Heraus drängt sich eine felsame Schar. Die schemenhafte Spitzschalen, die Rücken gekrümmt unter den Wucht eisenschlagener Rosten und knurrend unter Erde, schleichen die Mönche eilig über den schmalen freien Platz, der sie von der Kirche trennt und verschwinden, als hätte sie die Nacht verschluckt und in sich aufgezogen, in einer kleinen Seitenpforte der Kirche.

Vor dem Hochaltar, im glittrigen Schein des ewigen Lichtes, horten sich die Konventualen um den Abt Dom Bedier und den Prior Reih. Den hohen nachtgebotenden Körper vornübergelehnt, gebeugt unter dem Leid einer zerklegenden, die Weltordnung umloßenden Zeit, segnet Dom Bedier seine Gezeiten zum letzten Mal. Dann gibt er dem Subprior Betteldorf ein Zeichen. Dese herrscht dessen Stimme über die Mönche hin. Tagluzern und Windlichter flammen auf, Bettische werden zur Seite geschoben, Kreier und Holzbeleg knarrend weggerissen. Ein Taufstein fällt vollend zu Boden und geweihtes Wasser neht knarrend die Steine. Dochend stehen alle still. Nichts regt sich von drachen. Eifrig arbeiten die Mönche weiter. Eine höhlene Tür im Fußboden wird frei, gerade vor dem Hochaltar, mit eisernen rostigen Ringen an den Ecken. Harte Häute greifen zu und schzend hebt sich die Tür aus ihrem Rahmen. Modrige, feuchtwarms Luft schlägt den Mönchen entgegen und legt sich schwer auf Gaaumen und Lunge. Der Eingang des Schachtes zu dem geheimen Stollen, der von der Abtei aus unter der Saar hindurch zu dem reichsdeutschen Dreie Bouz führt, ist offengelegt. *) Wieder gibt die ungedrüdete Stimme des Subprior's einen kurzen Befehl. Und beladen mit den Kohbarteiten des Klosters steigen die Konventualen, voran der Abt und Prior, äßernd und schwebend die klüßrigen Stufen hinab in den unterirdischen Gang.

Eine kurze Weile, nachdem der Bezie, der Subprior, in dem Schacht verschwanden, löst sich aus dem Vortgefühl des Hochaltars eine Gestalt. Der jagt Schimmer des ewigen Lichts fällt für einige Augenblicke auf das blaße Gesicht eines jungen, blenden Mönchs, der mit stöndem Atem, der die Kehle preßt und die Brust zu zerreißen droht, angestrengt in die dröhend weite Stille lauscht. Seine Hände fallen sich um einen kleinen schweren Schrein, den er, wieder die Brust geortet, festhält. Er stolpert ein paar Schritte vor, fängt in fliegender Hast durch das Dunkel des Nischenloches, strauchelt, fällt in die Knie, rufft sich wieder auf und löset sich in die Sakristei. Die Tür, die nach außen in den Klostergarten hinter der Kirche geht, ist verschlossen. Ein Fußtritt und die Türöffnung stößt auseinander. Der Mönch drängt sich hindurch, reant leuchend durch den Garten, überquert eine Furt des Birkbuchs, eilt durch die Schweizerwiese und erreicht die alte Handhufe auf dem Spurz, die Stätte des Hochgerichts der Abtei. **) Tisfaussetmend bleibt er unter dem wüchtigen Baum, dessen hängende Aeste und dichtes Blättergewire ihn verdecken, stehen. Kälter Schweiß perlt von seiner Stirn. Behutsam läßt er die Last, die er geschleppt, zu Boden gleiten und zusammengeknürrt von einer unendlich drückenden Angst wirft er sich in das nachtschwarz Ged.

Eine Frage schwimmt der gestohlene Mond hoch über der Bache und läßt, wenn er zwischen den Balkenballen aufstaut, mit feigen Lichtfingern durch die Baumkrone auf den Mönch. Der hostt jetzt auf den Knieen. Thru und Lieb-

Kamerungen: *) Der Eingang zu diesem geheimen Gang ist den ältesten Leuten im Dorfe noch in Erinnerung.

**) Die Aeste der historischen Bache stehen heutigtags noch an der Wegkreuzung Badgassen—Postenbach—Schafhausen.

losend gleiten seine Hände über den reichverzierten, ebenholzernen Schrein. Und wie das Blut langsam zum Herzen zurückfließt, gewinnt der Mönch auch wieder den alten Trost und süßmenden Sogemus. Was kümmern ihn seine Wundwäber, was kümmern ihn die läugnerischen Klosterregeln eines Ordens, dessen Glieder in alle Winde zerstreut worden. Oh nein! Bruder Hilarius geht mit der neuen Zeit. Ihr schwallen Atem hat sein gebändigtes Blut aufgerüttelt, in seinen Adern rauscht die berückende, warme, rote Blut der neuen Freiheit, die sich wie ein Feuerstrom auch über das Band an der Saar dahinwölgt und mit ihrer freßenden Wier alles, was nicht handfest und treu und hart, vernichtet hat. Jetzt endlich ist er ganz frei, jetzt braucht er nicht mehr zu heucheln. Unter seiner Kutte trägt er ein Bauerngewand. Der Weg ins Innere Frankreichs ist nicht weit und wer kennt in dem Land der Freiheit den Bruder Hilarius! Und jetzt endlich hat er sie — die wertvollsten Kleinodien des Klosterschatzes, sie sind sein, sein ist der Schrein, der sie birgt und sein lebendes unbewusstes Leben!

Wie eine brodelnde Pipe schlägt dieses Bewußtsein in ihm hoch. Noch einmal will er ihn sehen, seinen Schatz, ehe er ihn vergräbt, und dann mag er schlammern, bis die Zeiten ruhiger geworden sind. Bruder Hilarius greift in sein Gewand, zieht einen scharfkantigen Dolch heraus und stemmt ihn in die obere Fuge des Kastens. Knackend gibt das Schloß nach, die Federung schießt den Deckel zurück. Gleitend und flimmernd im zuckenden Schein des Mondes, rot und grün und blau und weiß und gelb funkeln vor ihm Rubinen, Smaragde, Topase, Perlen, goldene Ringe, Ketten, Diademe, Halsketten, unermeßliche Schätze, Schätze gesammelt im Laufe der Jahrhunderte aus aller Herren Länder, Geschenke von Königen und Fürsten und Feldherren, Kleinodien, so erhaben wertvoll, daß ein frommer Abt sie eint die Tränen der mater dolorosa nannte.

Die sichernden Hände des Mönchs greifen hinein in den Kasten, wühlen ihn um und um, seine Augen stützen sich an der unerhörten Pracht, sein flackerndes Gesicht ist unheimlich fremd und kalt, und ausgewühlt in den tiefsten Brunnen seines Blutes sprudeln aber seine Lippen unverständliche Laute.

Ein Wind stößt raschelnd durch den Kipfel der Busche. Aus seiner Verzückung aufwachend, zuckt Bruder Hilarius zusammen. Munt da nicht irgend einer? — Mit Gewalt die Faust, die ihn hieher befallen will, von sich abschüttelnd, sucht der Mönch nach seinem Messer, reißt damit ein viereckiges Stück in den Kasten und hebt es vorsichtig ab. Er zerrt sich die Kutte vom Leibe und beginnt überstürzt das Loch zu wühlen, das die Truhe aufnehmen soll. Den aufgeworfenen Grund scharrt er auf sein gebreitetes Mönchshabit.

Ein Hauch, als wenn eine Indische Hand seinen Nacken gestreift hätte, zwingt ihn zuckend aufzublicken. Den Oberkörper aufgerichtet, die Arme kraftlos herunterhängend, starrt er geraden. Vom Wiffbuch kriecht eine Nebelwand schaudernd über die Wägen heran. Hier flatternden Ränder schleifen wie die tohenden Euben eines weiten wolkenden Mantels. Immer näher rückt sie, immer schneller drängt sie sich aufeinander und umschlingt mit dampfem Geis Baum und Mönch. Einem ungeheuren Zwange folgend hebt Hilarius sein Gesicht, bis der Kopf weit im Nacken liegt. Und während seine Wäde in den leidzerstehenen Äugen eines hehren Frauenbildes festgebunden sind, fällt er, daß aus den unjagbar traurigen Augen über ihm Träne um Träne heiß und brennend auf seine Stirn träufelt. „Ma — ter — do — lo — to — so!“ Gestand schreit er es hinaus in die Nacht und bewußlos sinkt er hinter vornüber. —

Irrendes an! Dem Spurt schlägt ein Hund an, leise und knurrend. Im Dämmerlicht bereits der junge Tag. Mit müden Gliedern richtet sich Bruder Hilarius auf. Aus fernem Hören hören Gold und edle Steine auf ihn zu und fallen in sein totes, ausgebranntes Gesicht, unabläßig, zahllos, träge,

wie rinnende Tropfen, die ein Haß fallen sollen, das feine Boden hat. Der Befehl zum Sorgsam drückt der Mönch den Deckel des Schreines, der zu seinen Füßen steht, zu seinen Schatz kampfhaft unklammernd geht er, die Augen in ins Weite gerichtet, denselben Weg zurück, den er in der Nacht gegangen, durch die Schwärzertwiese, über die Wirt, vom Klostersgarten in die Sakristei, biegt um den Hochaltar und steigt in den Stollen hinab.

Rachwort.

Den jenseitigen Ausgang des unterirdischen Ganges hat Bruder Hilarius nie erreicht, denn beim ersten Tageslicht des 6. September im Jahre unseres Herrn 1792, so berichten die Aufzeichnungen der nach Haus geschickten Mönche, brach der Stollen an mehreren Stellen ein und füllte sich mit dem Schlamm und Wasser der hochgehenden Saar.

1. Brückenbau zwischen Groß- und Kerprichhemmersdorf.

1839 den 2ten May ist unser Brud zwischen groß- und Kerprichhemmersdorf durch den Baumeister Eichtorf und Peter Verun vier die sume von vier Dausen neun hundert 4900 Reichthalern erbaut worden. wasser, steine und vier Tedenarbeit man Reiche 1000 thaler vier diese arbeit. ich und der johan singer im schloß haben alle steine zu der ganze Brud gefuert und habe auch die heren in loften gehabt.

ich Montor johan habe die grössteil zu dieser Stad gewiert aber mit beytan des herr bürgermeister Gittiene auf nittholterf mit beytan des jungen Graf von Miller und herr Landrath in Jarluis.

Der Schlußstein ist den 2ten August 1839 um 10 uhr morgens eingeleg. Der herr Landrath wahr gegenwärtig und der hauptman Rothholz von der gemeyn Jarluis und der bürgermeister Gittiene und unser pastor mohen und mären geistlichen und eine große menge anter menschen. man hatt geschossen. mit größter freude ist dieser stein eingeleg. der jahrzahl ist trauf unter der Brud.

Den Jani hate Franz singer, Jakob Bach beyde von Grobhemmersdorf und Nicolas Montor von Kerprichhemmersdorf gefahren vier 130 thaler und der anschlag ist gewesen vier 274 thaler. es mühen auch 274 fuhren seyn von pachtenjahr auß der saar.

ich johan montor habe 2 monnath mit dem auffschuarten gefahren, 1 thaler des tage, 30 Jarluis fuhren zu 2 thaler die sohr, 17 fuhren auß dem Herrwalt, mitammen 380 fuhren geworden und gestimmt. der jahrgang war so günstig, das es in 4 monnath kein tropen getegnet hat. Bey dem zumachen der femine (Abdämmen) haben ich montor Ein ohl (Kaal) gefangen von 5 pont, Ein vog 3/4, Ein von 1 1/2 pont (Pfund). Demier.

2. An den hochwuerdiger Herr Arnoldi Bischof in der Ducese zu Teryer.

Hochwuerdiger und Gnädiger Vatter.

In tiefster Demuth und kindlichen viertrauen wende ich mich zu Euch Hochwuerdiger vatter ihuen die große Betrübnis meynes heyrn und die traurige Lage unseren Pfarre Grobhemmersdorf zu schilttern, den es ist sehr schmerzend fuer ein alter am Rande des Grabe stehenden Man, dem das der Kellegon Jesus Christus am herzen liebt, zu sehen, das diese Pfarren auß mangel eines Sellenhirten oietlich in eine gänzlich Sitlosigkeit und Gottesvergessenheit verfällt; den diese traurige Lage ohne Priester zu seyn hate mein selliger vatter, welcher Ketschenomum wahr in den traurigen bogedenheiten, der stehen größte zerstorung wo ich schon Erlebt hab; wie es damahl so traurig zugangen ist, hat mein Vatter solich seyn Leben gewog und weil die damaligen Priester gefortgt, das wier in Heimlichen gemächern Gottesdienst bekommen haben.

Nach seynem tod bin ich seyn Nachfolger zu diesem ante verufen worden, nemlich im Jahr 1806. Da legte ich meyn Eidschworr vor dem altar ab, im selbichen jahr wurde ich als mayer in der Gemeine grobhemmersdorf gestimt, da bemalte (bemalte) ich mich mit allen kreften und größter freude, mit der hülffe des Gottselige Entschlaffenen Herren Pastor Weber und herr Graf von Miller, als Bürgermeister, von Burech ein heyllicher mündsch, und dem seligen herr mohen unser kirchen witter in den stand herzustellen, die menn Vatter ohngeachtet mit seyn vollen muehen nicht vorien gang Ratten kan.

Jetzt oder hochwuerdiger vatter nach ich noch ein schmerzhliche Zeit Erleben, in der wier nach vollen bitten stehen immer unerhört Blyeden, den ohne Priester kein Kelion — ohne Kelion kein heil ich erlehend. Bitte in tiefster Demuth Euer blischlicher Gnaden unserre vierlassene Pfarren nicht gänzlich zu vierlassen und uns doch zu erhören und uns ein Seelenhirt zuzusenden. Hochwuerdiger vatter, höret also die bitt eines im herz betretenen und lahet uns nicht ohnejart vorübergehen.

Sollte dieses unerhört blyeden, so hoffe ich die gnade zu haben, den hochwuerdigen vatter aufzusuchen und meine bitt persönlich vortragen zu können, ja Hochwuerdiger vatter ich wende mich zu Euch wie der Blinde zu Jericho zum götlichen Heiland Herr Erbarme dich megnert.

ich verbleiben in tiefster Demuth Euer unterthänigstes Pfarckind.

Unterschrift.

3. Abfindung der Kinder.

Heute den neunundzwanzigsten Dezember 1812 haben hier woyn Ehlegde johan montor und magreda beider Eine virezeigauß gemach was uns sechs Kinder in ihrer Ehe, eins vier dem andere bekommen hatte und abgethät, was sie eins vor dem antern hat, zu wichen.

1. Cathrina montor mit ihrem Eymann matteis hanz, haben ihre hochzeyt alles abgeredet was uns kost. sechs

	th. Sgr.
zohn thaler	16
Ein Eychendethlade zu drey thaler fünfzohn groschen	3 15
Ein feterendeth Ein Wffen zu zohn thaler gehaler geschähet	10
Ein beizige (Beizzeug) Ein Nissenige (Nissenaderzug) Ein leyntuch zu drey thaler	3
zwey löchtiger (Tischlacher) zwei jarwiltzen (Sevrieten) Ein thaler fünf groschen	1 5
2. Margretha montor und Nicolas altmeyer die haben bekommen Erstens	
Ein Damendethlade (Zaamenbetsstelle) zu zwey thaler zohn groschen geschähet	2 10
Ein feterendeth, Ein Wffen zu zohn thaler geschähet	10
Ein beizig, Ein Nissenige, Ein leyntuch zu drey thaler geschähet	3
seyne hochzeyt zu sechs zohn thaler gereiht	16
zwey löchtiger, zwei jarwiltzen zu Ein thaler fünf groschen	1 5

3. Nicolas montor mit Regina catwelius vierheitath die haben bekommen Erstens

Ein pferth six das stad von Nicolas fischer, zweitens das anter pferth geschähet zu fünfundsichzig th.	65
Ein Eisen pflug und Ein helzen mit gereith und rietter, Ein holzen Eih (Egge) zu fünfzohn thaler geschähet	15
stroh und drey gewarth halbfior und weizen zu vierzohn thaler	14
an holzen bitt und seffer dauen zu drey thaler fünfzohn groschen	3 15
zwey Beizstelle von Eychenholz, eine alte zu oier thaler geschähet	4

	th. Sgr.
zwei feterendeth, Ein neges und ein altes und zwey lissen zu fünfzohn thaler	15
zwey beizigen, zwei Nissenigen, zwei jarwiltzen zu drei thaler zohn groschen	3 10
zwey Kische, ein dank, ein Eychenop (topf) zu drey thaler zohn groschen	3 10
Ein Eychentigerichran (Eychentücherstrant) zu sechs zohn thaler geschähet	16
seyne hochzeyt mit seynenbrautlichlegter (Brautshier) zu dreißig thaler	30
Ein Reithhissen zu 2 thaler 15 groschen	2 15
zwey Komter (Kumte) zu 1 thaler 15 groschen	1 15
4, 5, 6 ähnlach	Demier.

Die Lothringische Armen- und Bettelordnung von 1723.

Schlußbestimmungen.

Während in Art. 30 auf eine ganze Reihe anderer Gesetze und Verordnungen Bezug genommen wird, betrifft der letzte Artikel die Bekanntmachung des vorliegenden Ediktes.

Wenn wir diese Verordnung lesen, so wird vor allem auffallen, daß Armut und Verbrechen, Wohlfahrtspflege und Strafvollzug in einem Mienzuge behandelt werden. Das hat seinen Grund offenbar darin, daß die Grenzen zwischen unerschuldeter Bedürftigkeit und selbstgewähltem Müßiggang mit seinen Lasten in der Praxis stehend waren und oft eins vom andern nicht unterschieden werden konnte. Das Edikt vom 28. Dezember 1723 versuchte nun, beide Kategorien genau gegeneinander abzugrenzen: die wirklich Armen, soweit sie lothringischer Herkunft waren, sollten von der öffentlichen Fürsorge erfasst werden; den Vagabunden andererorts waren die schwersten Strafen angedroht, wie Auspeitschung, Brandmarkung im wahrsten Sinne des Wortes, Landesverweisung und gar Todesstrafe.

Die Gesamtzahl der Ausweisungen aus Lothringen, soweit sie vom Obersten Gerichtshof verhängt waren, betrug im 18. Jahrhundert 421 Männer und 182 Frauen, zusammen 603; davon wegen Diebstahls 346 Männer und 84 Frauen, Mord und Todschlag 20 bzw. 1, Ausweisung 10 bzw. 38, Kindesmord 0 bzw. 24, Vagabondage um. 45 bzw. 15. Die Auspeitschung wurde entweder im Geheimen vorgenommen unter Anwesenheit zweier Zeugen (diese Art ward namentlich Kindern zuteil, die zwar eine höhere Strafe verdient hatten, aber aus Unvorsicht behandelt haben, und außerdem Frauen und Mädchen — unter Anwesenheit ehbarer weiblicher Zeugen), oder sie fand öffentlich durch den Henker statt, wobei der Verurteilte mit einem Weidenrutenbündel auf die nackte Schulter geschlagen wurde. Der Prognur, die namentlich an Bettlern, Vagabunden und lieblichen Franzosinnern ausgeübt wurde, ging meistens die öffentliche Ausstellung am Pranger voraus. Es gab zwei bis drei Arten des Prangers. Eine war das Holzeisen: ein drei Zoll breiter, an einem feineren Pfosten gefesteter Eisenring; daran wurde der Verurteilte halb sitzend, halb stehend mehrere Stunden, meist von 11 bis 2 Uhr, befestigt. Sein Verbrechen wurde ihm gogenständig oder im Silbe angeheftet; z. B. ein wegen Bigamie Bestrafter bekam soviel Spinnroden angehängt, als er Frauen genommen hatte. Eine andere Prangerart war das Drüllhäuschen: ein sechs bis sieben Fuß hoher und ebenso breiter drehbarer Käfig. Die eingesperrten Opfer wurden ausgepiffen und auf alle mögliche Weise belästigt, namentlich drehte die Jugend mit Vorliebe den Käfig, so daß die Unglücklichen schwindelig wurden und sich häufig bis aufs Blut erbrechen mußten. Um diese Grausamkeit zu verhüten, war das Drüllhäuschen an manchen Orten mit Ketten festgelegt. Beim Willkür war außerdem das sog. hölzerne Pferd im Gebrauch: ein scharfkantiger Balken auf vier Beinen; nachdem die Franzosen Lothringen eingenommen hatten, auferlegten sie diese